

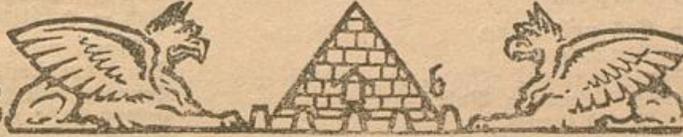
# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922**

15.10.1922 (No. 42)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 42  15. Okt. 1922

Wilhelm Armbruster / Alfons Behold.\*)

In diesem Monat wird Alfons Behold eine Reise durch Süddeutschland antreten, dabei u. a. Stuttgart, Pforzheim, Freiburg, Heidelberg und Wehrheim aufsuchen und auch im Karlsruher Landestheater sprechen. Einen Klingen- oder Dinnweise in Literaturgeschichte besitzt er nicht. Um selbst für sich Reklame zu machen, dazu ist er eine zu vornehme Natur, auch würden ihm die Mittel dazu fehlen. Also muß wohl Freundeshand seine Reise vorbereiten. Begleitet wird er auf der Fahrt von einem früheren Abiturienten des Wehrheimer Gymnasiums, stud. Wolfgang Frommel. Auch ich möchte ihm die Wege ebnen, um so mehr, als es leicht zugängliche Stoffe über Behold nicht gibt. Das Wehrheimer Gymnasium hat vergangenes Jahr für den Dichter eine Weihnachtsfeier veranstaltet, und damit im Wehrheim und Umgegend dem Dichter eine große Gemeindegeschaffen. Dort empfinden alle, Bürger wie Gymnasialisten, eine tiefe Freude darüber, ihn als ihren lieben Gast hier haben zu dürfen. Eine Würdigung aus jener Feier sei in entsprechender Kürze hier wiedergegeben.

Wer ist denn Alfons Behold? Ein rothaariger Mensch mit unschönem Gesicht, kropflos und rachsüchtig mit leicht verkrümmter Wirbelsäule, ein Kind des Glucks, in Wien geboren 1882. Der Vater starb in einem Armenhaus; die Mutter raderte sich als Wäscherin und mit halbgelähmtem Arm als Wirtin durchs Leben; der Sohn, der natürlich nur die gewöhnliche Volksschulbildung genossen hatte, mußte nach verschiedenen demütigenden Versuchen, ein Handwerk zu erlernen (Schuster, Bäcker, Maurer, Pflasterer usw.) wegen Schwächlichkeit endgültig darauf verzichten. Als Gelegenheitsarbeiter in verschiedenen Fabriken und als Ausläufer hatte er das kümmerlichste Leben und war viel krank und mußte sich, kaum genesen, für ein Lumpengeid, um mit der Mutter nicht zu verhungern, immer wieder schwere Arbeit suchen. Als die Mutter starb, schlugen die Wogen des Glucks über dem damals wieder einmal brotlosen Gelegenheitsarbeiter zusammen, bald wurde er obdachlos und brachte, nach den widerwärtigen Erfahrungen einer Nacht in einem Nachtasyl, die nächsten Nächte in einem Betonloch der Wien zu.

Dieser Hilfsarbeiter ist heute, nach einem Leben, das das des großen Leidensmenschen Hebbel verblasen läßt, einer der größten Dichter Deutschösterreichs. Wer die Menschenchicksale, die politische Entwicklung und das Werden des Dichters kennen lernen will, der lese seinen Roman „Das rauhe Leben“. Mit dem Lesen von Schindlhamer flug er an, wie viele Jungen (und Alten!), die zum Lesen guter Bücher nicht erzogen sind. Bald aber hatte er — noch als Knabe — eine besondere Neigung zum Drama und verhielt sich Schiller. Er und die Mutter trugen die letzten Heller zusammen, damit er sich für die fargen Musestunden aus der Volksbibliothek gute Bücher leihen und aus

\*) Das das wundervolle Wehrheim nicht nur von Heroldt und anderen beachtet besungen worden ist und daß nicht nur die Wehrheimer in Karlsruhe einen Stammlist haben, sondern daß es reines künstlerisches Interesse mit höherer Tat beweist, zeigt uns die Behold-Gedichte. Der Verfasser des heutig. Aufsatzes, der am Wehrheimer Gymnasium am Ende an Karlsruhe gebürtig Professor Armbruster, hat durch seine literarisch-musikalischen Feiern für eine Krone um das geistige Leben der rührigen badischen Mainstadt erworben. Es ist für die All-e. einseitig eine beinaheholde Genugung daß nicht nur in der Hauptstadt allem Glanz zum Trotz das geistige Leben der Stillen im Land blühendstelella spricht und blüht. Die Schriftlta.

Reclamheften eine winzige Bibliothek zusammenstellen konnte. Von Goethes Faust und Heines Buch der Nieder trennte er sich nie. Die und da gelangen ihm holprige Gedichte. Kleine Säckelchen für die Wiener Volkslieder (Couplets und ein Mißverständnis) hatten dem Jüngling einige Kronen gebracht. Die erste ernste Anerkennung hatte er in einer sozialdemokratischen Gruppe junger Männer gefunden, in der während der Abende der Genieß von Alkohol und Zigaretten verpönt war. Von denen wurde das stille, schüchternste Mitglied genötigt, von seinen Gedichten vorzutragen und tat's plötzlich gern, weil er das Verständnis fühlte.

Bei der armen Quartiersfrau, die mit ihrer Familie eine Kammer bewohnt und den schwerkranken, tuberkulösen Behold, obwohl sie weiß, was Bazillen sind, nicht wieder ins Krankenhaus geben will, ruht er in seinem Bett in der Küche beim Herd, da tritt der Hofburgschauspieler Gregori im Zylinder ein. Er hat durch Zufall Gedichte von ihm kennen gelernt, ahnt nichts von Beholds furchtbarer Not und will um die Erlaubnis bitten, sie öffentlich vorzutragen zu dürfen, und Behold dafür honorieren. Nun ist er vorläufig gerettet; denn er kommt in ein Sanatorium. — Das war vor einigen Jahren. Später folgte der Bauernfeldpreis und eine Rente der Stadt Wien. — Aber was will heute in der Not Oesterreichs diese Rente und das Schriftstellerhonorar für einen vom Tod schon einmal gezeichneten Sanatoriumsinsassen heißen?!

Mit schärfstem Blick beobachtet B. das Leben, kurz, treffend drastisch zeichnet er es in Bildern und Rede, oft in den trübsten Stellen mit echtem Humor. Kaum kann man glauben, daß das der gleiche Dichter ist, der die edlen, durchgeistigten, melodischen Verse geschrieben hat. In diesen gibt er seine Naturbilder und nicht die Sprache der Großstadt zu enträufeln. Vor allem aber kündigt auch er der Menschheit das größte Erlebnis der letzten Jahrzehnte: Das Geistige, nicht die Materie ist das Wesentliche im Menschen. Und zu Behold spricht überall der Geist Gottes, in der Natur und im ärmlichsten Menschenleben. Er singt von des Menschen Sehnsucht und von des Dichters Los, er ist der Mäander der großen Menschentriebe.

Beholds Natur hat sich in der gefunden Luft Südbühels so geträufelt, daß er jetzt geheilt ist. In rascher Folge sind in letzter Zeit Bücher von ihm erschienen, z. B. Memoiren eines Auges (Skizzen eines Sehenden); Gesang vom Morgen bis Mittag (Auswahl aus seinen Gedichten, mit herrlichem Vorwort „im Spiegel“, einer Selbstcharakteristik), Menschen im Schatten (Novellen), der Dornbusch (soziale Gedichte), vor allem „das Buch von Gott“ (darin vielleicht seine schönsten Gedichte). Alle zu billigen Preisen. Sie werden auch ziemlich viel gekauft. Der Wohnungsfrage ist er also enthoben und hat auch Einnahmen. In welcher Not er aber trotzdem Tag für Tag steckt, das mag sich jeder selbst ausdenken. D. h. der Besessene und der Arbeiter kann sich das gar nicht ausmalen! Herausleihen kann man viel aus folgenden seinen Worten in einem seiner Briefe an mich: „Vielleicht nicht Ihr es gar nicht, wie hungrig eine Künstlerseele nach den Herzen der Jugend, nach ihrem Gruß und Handwinken ist. Nunmehr ist ja die deutsche Welt fast angefüllt mit kalten Kaufmannsgeelen, klugstümmiger Streber nach dem Gut des Tages, armseligen Knechten des Geldes, der Mache oder Ver-

zweifelung. Und wir Stillen nach außen und nur innerlich Lauten sitzen einsamer und gemiedener da als jemals. Der deutsche Künstler, besonders der Dichter, hat ja niemals so das Ohr seiner Nation befehlen wie in Frankreich, Italien, Rußland sein Bruder im Geiste, nie hat sein Volk in ihm den Rufen, den Fahnenwinger und Vorbeter gesehen. Fremd waren und sind wir der großen Masse, höchstens werden wir einmal, auf eine Stunde lang, als seltsame Tiere, sonderbare Pflanzen und gelegentliche Schmuckstücke angesehen. Und nach dem Kriege ist zu dieser Treibhaus- oder Tiergartenansicht noch ein Lot Amerikanismus hinzugekommen. Jetzt blüht man wohl bei uns auf seine Dichter, aber nur auf solche, die Geld zu verdienen verstehen und gelernt haben, gleich einem Konfervenfabrikanten Reklame zu machen. — So sind wir doppelt beglückt und festig erkannt, wenn auch einmal von irgendwo in der deutschen Welt unsere leise Stimme Echo erhält, wenn plöblich in unsere Einsamkeit ein brüderlicher Ruf, ein Gruß fällt. Ein solcher kam

von Ihnen und Ihren Schülern in meine nicht sehr fröhliche und helle Stille. Lassen Sie und Ihre jungen Freunde sich recht fest die Hand drücken von einem, der wie — trotz aller Enttäuschungen — daran gezweifelt hat, daß nicht das Auseinander-, sondern das Zusammenströmen menschlicher Herzen die Welt besser und schöner machen wird.“

Alfons Rebold erscheint uns wie ein Symbol unseres deutschen Volkes: in der Frohn, im Schmutz, zertreten, verachtet und krank. Aber das Große in der zerbrechlichen Hülle, das, worauf es ankommt, ist der Geist, und nicht die Materie. Und wie der Geist dieses Dichters mit jedem kampfdurchtobten Tag zum Licht Gottes sich emporgerungen hat, so wird auch unsere Sehnsucht den Weg in die Höhe finden. Geist ist Leben. Deutschland wird leben.

Wird die Stimme Alfons Rebolds, des Bekenners des Lebens und seiner Würde und Schönheit, Widerhall finden in den Herzen der Karlsruher?

## Alfons Rebold / Gedichte.\*

### Die beiden Aermsten.

Die Nacht war ohne jeden Hall und Klang,  
In harter Kälte Holz und Eisen sprang.  
Schnee schüttete die Glut der Sterne zu,  
Gab seinen Flocken nicht ein Stündlein Ruh.  
Die Strahe kreifte keines Nodens Saum,  
Die Menschen sanken tief in Schlaf und Traum. —  
Doch mitten in des Frostes dunkler Pein  
Hob sich ein Licht mit einsam schlichternem Schein.  
Es brannte nicht in einer Lampe Schloß,  
In einer Stallaterne stak es bloß.  
Und glöste, furchtbar sehr und bangverzagt,  
Dem Glüd und Glend einer armen Magd,  
Die, trotz des Kummers diesem Leben treu,  
Ein Kind ihm lebte in Stalldunst und Heu. —

Sie und ihr Liebster hatten bis zur Nacht  
Vor jedem Haus die Bitte dargebracht:  
„O Menschen, leht uns für ein gutes Wort  
Ein Dach und etwas Stroh!“ Man trieb sie fort:  
„Geht, das am Tage stiehlt und buhlt,  
Verkommt mit eures Leibes Sündenbuh!“  
Sie klopfen, baten sich die Hände wund.  
Da kam das Dunkel und die harte Stund.  
Im düstern Grau des wäthen Abends fahr  
Die beiden eine Stalltür aufgetan.  
Sie wankten hin mit wanderndem Fuß,  
Ein Ochs und Esel brüllten laut zum Gruß. —

Die Nacht war ohne jeden Hall und Klang,  
In harter Kälte Holz und Eisen sprang,  
Als in dem Judenstädtchen Bethlehem  
In einem Stall aus Nischenholz und Lehm  
Ein armes Weib, gering und ohne Macht,  
Herrn Jesus lächelnd hat zur Welt gebracht.

### Glockenspiel.

Ich trag' ein wunderbares Glockenspiel  
In meiner Brust, das hat der Töne viel.  
Das wird zum Klang von jedem Schlag bewegt,  
Den meine Uhr im Haars des Lebens schlägt.  
Das tönt bald froh, bald weh, doch schweigt es nie,  
Ich höre immer eine Harmonie.  
Dann ruft's in mir: So zeige dein Gesicht!  
In Schrift und Zeichen banne die Musik!  
Doch diese Noten künden nicht so viel,  
Wie mein geheimes, seltsam' Glockenspiel.

### Ein Mädchen singt:

Mond, mein silbernes Brüderlein,  
Wenn ich schlafen tu,  
Steigt du nachts zu mir herein,  
Machst mir goldene Schuh.

Mond, mein silbernes Brüderlein,  
Deine leichte Hand  
Begt mir um die Hüfte ein  
Schneeweiß Brautgewand.

Mond, mein silbernes Brüderlein,  
Bring mir zu dem Kleid

Auch den Schatz zur Tür herein!  
Doch — o bitteres Leid,

Mond, mein silbernes Brüderlein,  
Nimm dir Kleid und Schuh!  
Denn es deckt den Liebsten mein  
Votens Erde zu.

### Die Dinge und ich.

Ich möchte so sein, daß ich aller Dinge  
Urtiefsten Sinn mit klarem Blick erpähe,  
Daß ich erkenne, in welche Gottesnähe  
Sie alle streben aus dem Daseinsringe.

Denn ich weiß wohl: so, wie sie sich dem Blicke  
Des einen zeigen, geben sie sich nicht  
Den andern preis, und tausende Geschicke  
Durchleben sie vor Gottes Angesicht.

Und welches Bild von ihnen ist das wahre?  
So grüble ich durch lange, schwere Stunden;  
Denn find' ich dieses, hab' ich auch das klare  
Bild meines eignen dunklen Ich gefunden.

### Heimkehr.

Wie haben wir das Märchenland geliebt,  
Das Ferne heißt, als wir noch Kinder waren!  
Wie sind wir auf der Strahe Traum gefahren,  
Auf der es Wunder über Wunder gibt.

Wie standen wir am Abend vor dem Tor,  
Bedachtam lauschend, ob nicht etwas käme  
Aus stiller geheimer Dämmerung hervor  
Und uns mit sich auf Abenteuer nähme!

Und als das Leben uns zum Wandern rief,  
Wie haben wir da unsern Stod geschwungen  
Und noch zur Nacht das Lebenswohl gesungen  
Der Heimat, die, uns unverständlich, schloß!

Nun sind wir aus der Ferne heimgekehrt.  
Stumm stehen wir im dämmerigen Lichte  
Und starren uns heim ausgebrannten Herd  
Enttäuscht in die vergessenen Angesichte.

### Gottesoffenbarung.

In dieser Landschaft empfinde ich dich ganz.  
Du bist in nichts so sehr wie in dem Glanz  
Des Schnees und der zitternden Kristalle;  
Aus dem unwirdlich bleichen Abendlicht  
Tritt, wie aus einem Spiegel, dein Gesicht,  
Unrohm von einem goldenen Wolkentrans,  
Und laublos ist es in der weiten Halle,  
Die Erde heißt.

In dich verjungen stehen Strauch und Baum.  
Nur einer Ansel schwarzer Fliigelbaum  
Streift einer Föhre glühendes Gehänge.  
Des nahen Hauses blauer Essenrauch,  
Dünkt mir, ist keines Mundes feiner Rauch,  
Und wie ein Lied schwebt es, man hört es kaum,  
Durch meines Gärtleins überkneite Gänge —  
Es atmet dein Geist.

\* Aus den Sammlungen: „In aeruhigter Stunde“, „Ruf von Gott“, „Einfuhr“ und „Dämmerung der Herzen“ im Verlag von Neuk & Otto, Konstanz, Ed. Straube, Wien und Leipzig. Neben anderen Gedichten mit Einführungen Armbrusters, vorzüglich in der oben erwähnten Feier in Berthelm. Besonders empfohlen wird die Auswahl der Gedichte „Gesang von Morgen bis Mittag“, die soeben in der Wiener Literarischen Anstalt Wita erschienen ist.

## Gott.

Gott ist ein vielumtörntes  
Von Liebe nur erfülltes  
Geheimnisvolles Schloß.  
Du kannst mit feinen Waffen  
Dir Wege zu ihm schaffen,  
Vor seinen Mauern stirbt der kante Troß.  
Doch kommst du still gegangen,  
Von Demut nur umfangen,  
Dann öffnet sich ein Tor;  
Und eine Strahlenfülle,  
Befreit von jeder Hülle  
Strömt aus dem Saal der hohen Burg hervor.

\*

## Goethe.

In dem Bewegten Hin und Her der Tage  
Bist du der Pol, zu dem die Stille drängt,  
Wenn allzuviel an Arbeit, Not und Plage  
An meines schlichten Wertes Pendel hängt.  
Du bist die Antwort auf die große Frage,  
Die sich dem Menschen auf die Lippen zwängt:

Wozu die Hast, das Leid und seine Plage,  
Nis Henter Tod das arme Opfer fängt?

Aus dem Gewölke deiner Fernheit schwebst du  
Gerad zu mir, und deine Weisheit spricht  
Ganz nahe meiner Seele schlicht und fromm:

„Mit jeder kampfburchtobten Stunde hebst du  
Den Sinn des Daseins höher in das Licht,  
Das Gottes ist und fröhlich leuchtet: Komm!“

\*

## Abendlied.

Sonne stüht die müde Hand  
Auf der Berge dunklen Rücken,  
Rote Wolken bauen Brücken  
Ueber fernes Land.

Dalzu eine Glocke tönt,  
Mündet aller Hände Frieden.  
Wohl ist er auch mir beschieden.  
Tag, ich bin veröhnt!

## F. Wahle / Eine römerzeitliche Bildsäule bei Lichtenau.

Es ist ein glücklicher Zufall, daß bald nach dem Bekanntwerden eines römischen Merkurkopfes im Willstätter Walde bei Kehl nun auch der Norden des Hanauerlandes, nämlich die Gemarkung Lichtenau, den Rest eines römerzeitlichen Bildwerkes der heimatischen Altertumforschung schenkt: zwar nur ein Bruchstück, aber doch einen ansehnlichen Teil einer sogenannten Jupiter-Gigantengruppe. Freuen wir uns über jedes neue Zeugnis der vor- und frühgeschichtlichen Kultur in unserem Lande, so ist in diesen zwei Fällen die Freude doppelt groß, weil das Hanauerland bisher so arm an Funden aus vorgeschichtlicher und römischer Zeit sich erwiesen hat.

Unter Jupiter-Gigantengruppen verstehen wir in Stein gehauene Bildwerke, welche im Freien auf Säulen von mehreren Metern Höhe aufgestellt waren, deren Unterbau in der Regel eine Wehinschrift trägt. Das Bildwerk selbst zeigt Jupiter zu Kopf über ein am Boden liegendes oder lauernes schlängelförmiges Wesen, den Giganten, hinwegsprengen. Diese Reitergruppe kann aus den Vorstellungen des römischen Götterglaubens allein nicht gedeutet werden. Keilische oder germanische Gottheiten muß man heranziehen, eine von ihnen begegnet uns hier unter römischem Namen und mit römischen Eigenschaften versehen. Die Deutung wird noch unstritten und so ist jeder neue Fund wertvoll als eine weitere Urkunde für die eine oder die andere Auffassung. Zufällig hat der Boden unseres Landes in diesem Jahre schon zwei Denkmäler dieser Art geliefert, eines in Deschelbroun, Amt Pforzheim, (Altertumsammlung Pforzheim), und ein zweites auf der Heibelberger Gemarkung (Stadt. Sammlungen ebendort). Sagt uns auch in religionswissenschaftlicher Hinsicht der Fund von Lichtenau nichts wesentliches, so stellt er uns doch nach Fundort und Fundumständen vor neue Fragen.

Erhalten ist von der aus festem Sandstein gemeißelten Gruppe zunächst der Kopf des Jupiter mit Teilen des Oberkörpers und linken Oberarm. Der vollbärtige Gott blickt ruhig in die Ferne; Milde und Entschlossenheit sind in seinem Gesichtsausdruck gepaart. Die Modellierung durch den Künstler ist kräftig und sicher; mit nur wenigen Meißelhieben und doch gewandt ist das Haar zur Darstellung gebracht.

Neben diesem kleinen Bruchstück der Gruppe liegt noch ein großes vor: fast der ganze Gigant auf der rechteckigen, 38 cm langen, 22 cm breiten und 4,5 cm dicken Grundplatte. Der Gigant liegt auf diese Unterlage mit dem Leibe auf; sein Oberkörper ist schräg nach vorne aufgerichtet und ragt über die Vorderkante der Platte hinaus. Auf die Grundplatte ist der rechte Arm gestützt, welchen der Künstler muskulös und in Anspannung gekennzeichnet hat, da auf ihm allein die Last des Oberkörpers ruht. Den linken Arm hält der Gigant zurückgebogen und im Ellbogengelenk gewinkelt, die Hand liegt auf dem Kopf. Bis zu den Knien hat das Wesen menschliche Gestalt, wie die nach der Grundplatte aufliegenden Oberschenkel bekunden. Leider ist von der rechten Extremität über das Knie hinaus nichts erhalten; dagegen läuft die Linke in einen

Schlängenkopf aus, welcher an der Vorderseite der Grundplatte zwischen dem Leib und dem neben diesem nach vorne gezogenen linken Oberschenkel hervorblickt. Der Gigant ist bartlos dargestellt; er blickt recht grimmig schräg nach unten, also auf den Beschauer zu. Sein Kopf ist vortrefflich modelliert, vielleicht absichtlich kräftig — wie auch der Kopf des Jupiter —, um von dem mehrere Meter tiefer stehenden Beschauer auch in den Einzelheiten richtig gewürdigt werden zu können. Ueberhaupt muß hervorgehoben werden, daß die ganze Gruppe technisch wie künstlerisch eine beachtenswerte Leistung darstellt, welche über den Durchschnitt der sonstigen Jupiter-Gigantengruppen sich erhebt.

Interessant ist nun der Fundort des neuen Bildwerkes, welcher mitten zwischen Lichtenau und Unzhurst auf dem Gewann Benschurst liegt. Die Jupiter-Gigantensäulen sind nämlich mit Vorliebe — wenn nicht überhaupt immer — in unmittelbarer Nähe oder inmitten menschlicher Niederlassungen errichtet worden. Der neue Fund gibt uns also die Möglichkeit, endlich einmal nach den Resten einer römerzeitlichen Niederlassung im Hanauerland zu suchen, in einer Gegend, welche bisher so gut wie keinen sicheren Anhalt eigentlicher Besiedelung in römischer Zeit geboten hat. Denn die das Land durchziehenden römischen Straßen, welche man hat feststellen können, und Münzfunde sind noch keine Zeugnisse dafür. So soll denn eine Grabung im Herbst nicht nur nach den noch fehlenden Teilen des Bildwerkes suchen, sondern auch der Ermittlung der am Fundort anzunehmenden römerzeitlichen Niederlassung gelten. Die Wissenschaft ist dem Finder und Besitzer des Bildwerkes, Herrn Otto Deder in Lichtenau, zu Dank verpflichtet dafür, daß er nicht nur zu der Abgabe des Fundes an das Landesmuseum in Karlsruhe sich entschlossen hat, sondern auch der weiteren Untersuchung des Fundortes sein Interesse entgegenbringt.

Vielleicht gelingt es dann auch, über noch einen anderen Punkt Klarheit zu bekommen. Nur wenige Schritte von dem Fundort entfernt befindet sich ein — heute zugeschütteter — Ziehbrunnen, wie solche auf den Bauernhöfen des Hanauerlandes gegenwärtig noch in Benutzung sind, wenn auch ihre Zahl langsam geringer wird. Ist es nun Zufall, daß dieser Brunnen, nach meinen Gewährsleuten, der einzige seiner Art in den Aedern, Wiesen und Wäldern der Gegend des Schwarzwassers, 2½ km in Luftlinie von Scherzheim als der nächsten menschlichen Niederlassung entfernt, gerade dort sich befindet, wo jetzt der auf eine römerzeitliche Siedelung hinweisende Fund gehoben worden ist? Oder besteht da ein Zusammenhang etwa der Art, daß der Brunnen aus römischer Zeit später als solcher in Benutzung blieb bis in die neueste Zeit hinein? Oder hat etwa dort im Mittelalter auf der Stelle des römischen Hofes ein herrschaftliches Gut gestanden, welches später an die anfangs mit nur wenig Grundbesitz ausgestattete Stadt Lichtenau gefallen ist? Das alles sind jetzt noch Fragen. Hoffen wir, daß der heimatische Boden und unsere Archive noch genügend Anhaltspunkte zu ihrer Beantwortung uns bieten.

## Magda Fuhrmann / Der Garten.

Eines Tages holte der junge Musiker sie wieder zu einem Spaziergang ab. Erst streiften sie im Stadtpark umher und ihre leichte, mondäne Unterhaltung federie elegant dahin. Zierlich war ihr Gespräch, gleichsam auf Seide geschickt.

Dann führte er sie weiter und weiter hinaus und plötzlich standen sie in einer bunten Wildnis, die einst ein gepflegter Blumengarten gewesen sein mochte. Es roch nach süßlicher Feuchtigkeit auf diesen krausen, einsamen Wegen, die nirgendswohin zu münden schienen. Die beiden Menschen setzten sich in eine überwucherte Senkung. Stumm saßen sie nebeneinander und über ihnen goldete das Sommerweben.

Wenn ihr Gatte bei ihr war, hörte sie in ihrer Seele oft tiefe Glocken läuten. In seiner Nähe wurde ihr stets kirchlich still zu Sinn. Wie aus einer verjunkteten Wunderstadt sangen die frommen Glocken herauf. Aber seit er sich auf dieser endlosen Geschäftsreise befand, vernahm sie die weisevollen Klänge immer seltener. Bloß in völlig stillen, innerlich leisen Augenblicken ließen sie sich noch erkennen. Doch gehörten diese Momente nun zu den Ausnahmen. Durch den Verkehr mit dem Musiker fühlte sie sich, im Gegenteil, von einem lauten, siedend beweglichen Leben angepaßt, dessen lachende, süßend-frohe Stimme die ernsten Glocken übertönte.

Wie lange mochte ihr Gatte schon fort sein? Er trug wahrhaftig die Schuld an allem, denn er hatte ihr, zur Unterhaltung während seiner Abwesenheit, die Klavierstunden bei diesem neu aufgegangenen Musikstern versprochen.

Nie würde sie den Abend vergessen, an dem sie ihren jungen Lehrer zum ersten Mal spielen hörte. Seine Musik, — sie war Verschwendung. Er schenkte großmütig vergessend. Sie wußte nicht, wie lange er ihr vorgespielt, ob eine Stunde, ob mehrere, aber ihr Blut rann heißer und eng in den Adern und ihr blühender Leib wurde warm wie eine süßliche, reife Frucht. Die Fenster standen weit offen. Mit goldenen Fluten kam der Sommer in den Musiksaal. Sonnensommer, wirf deinen Glut-schleier um mich und gib mir deinen glimmenden Brautkuß!

Der Mann am Klavier, auch er lebte und spielte den Sommer. Grünglühende Wiesen spielte er, mit Blumen in Schmetterlingsfarben, Wälder, Wolken, Regenbogenklänge, Lichtfüllen, — — sie hätte vor Seligkeit in ihre zitternden Hände schluchzen können.

Er spielte, was der Vogel im Sonnenschein seines kurzen Lebens gesungen. Von einer silbernen Rose erzählte er, die an einer morschen Parkmauer hing und mit einem Mal langsam in einen blinden Weiher hinabsank, wie ein schwermütiges Mädchen, das im stummen Wasser den einzigen wahren Schlaf gesucht.

Alte Balladen in dunklem Golde spielte er. Und Heldenlieder in Purpur. Und Mondesstrahlen, die wie blonde Frauen sangen.

Ganz zuletzt spielte er die Liebe. Ein Jeder hätte sie sofort erkennen können, denn ihre Stimme kam keiner anderen gleich. Tränen waren in ihr und Blut und Flammen. Ganze Chöre von Weinenden, Flehenden, Begnadeten. Sie hebt uns empor, diese Stimme und beugt uns dann in die Knie, also daß wir nur eins sprechen können: „Ich danke dir.“ Mit tiefen Rätsel-angenen blickt die Liebe uns an. Willst du mich aufnehmen, frag die Liebe, und krönen und — verstehen? Willst du mir eine unsterbliche Seele geben? —

Wir aber suchen nach irgend welchen hohen, zündenden Worten und vermögen doch nichts anderes zu antworten, als wieder nur dieses Eine: Ich danke dir!

Ihr ganzes Frauentum erschloß sich im Stimmungsglück des Augenblicks. Bereitwillig hatte sie dann dem jungen Künstler alle Rechte auf ihre Seele eingeräumt. In seiner Genußwahl reichte sie ihm beide Hände. Und er nahm diese ahnungslos, heißen, irrenden Hände und führte sie fort. Wohin? Sie wußte es nicht. Aber sie folgte ihm blind, so sehr ergriff die Art dieses Mannes sie, die jedenfalls auch ihre Art war.

Ah, — — sie begehrte seinen Kuß. Wenn sie ihn küßte, dann wäre es ein Gedicht.

Du sollst die Sonne sein, würde ihr Kuß sprechen. Und ich will der Stein sein, den sie zum Leben erweckt.

Du sollst eine Muschel sein. Und ich bin das Lied, das in ihr klingt.

Du sollst der wilde Wein sein. Und ich bin die Keolsharfe, über die er singend haust.

Du sollst der Wein sein, der schwere, trunkenen, und ich die dürstende Lippe.

Sie wäre seines Kußes ja nicht wert gewesen, hätte sie seine Schönheit nicht verstanden und seine Kunst. In ihrer Leidenschaft taucht sie unter, wie die Sonne untertaucht im brennenden Blau eines süßlichen Tages. Man warnte sie vor ihm, nannte ihn einen Hazardtyp. Sie lächelte spöttisch und hilflos.

Der Sommer glühte in tiefen Lustbildern. Täglich kam der junge Künstler zu ihr, aber nie sprach er ihr von dem, was sie im Grunde zu hören wünschte. Sobald er sich ihr nur näherte, sprühte es über sie wie elektrische Funken. Er besaß den Kopf der Mittelmeerrassen, die Tradition eines alten, lateinischen Geschlechts zeigte sich in jeder seiner Bewegungen, jenes Etwas, das man nicht erlernen, nur erben kann. Seine Grazie bestürzte sie geradezu.

Täglich unternahmen sie lange Gänge. Und nun saßen sie schweigend nebeneinander, ganz erfüllt von seiner, luxuriöser Träumerei.

— „Liebe mich“ sagte er plötzlich mit der Stimme eines blutenden Rosenstrauchs, „ach, liebe mich!“ —

Sie schrak auf. Hatte sie sich nicht Stunde um Stunde nach diesen Worten geseht? Und da er sie aussprach, empfand sie bloß widerstrebende Gefühle. Wie weiche, wiegende Musik hörte es sich an, wie Dinge, die brennen und gleichzeitig einschläfern, wie ein Ton, der auf süße Art dunkel ist, wie ein Lied, das das Leben singt und der Tod auf seiner Geige begleitet.

Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter. Wie rot waren seine Lippen! Glück sein Mund nicht einer tollen Beere? Es ließ sich gut in seiner Härlichkeit ruhen. Sie glaubte in diesem Augenblick das glücklichste Weib der ganzen Erde zu sein.

Dan sprang sie jäh auf. War sie verrückt? Vergiftet? Sie dachte an ihren alternden, hochgefinnten Gatten. Nein, sie durfte sich ihm gegenüber nicht vergehen, denn sie dankte ihm alles. Er hatte sie, die junge, windverwehte Waise in sein reiches Heim genommen und geheiratet. Ueber ihrem Leben stieg er einst auf wie befreiendes Morgenlicht über einsames, graues Moorland. Sie würde nicht Verrat an ihm üben. Also fort, nur fort von hier! —

Jedoch kein Entkommen möglich. Sie griff sich an die Stirn. Betäubende Duftwellen schlugen ihr entgegen. Wo befand sie sich?

Aus dem wilden, märchenhaften Boden wuchs ein phantastisch bunter Blumengarten empor. Eine verschwenderische Fülle, eine fast aberwitzige Tropenvegetation, Farben, Düfte, ihr schwindelte.

Rosen blühten vor ihr, wie keines Menschen Auge sie je geschaut, blonde und dunkle, alle von unnatürlicher Größe. Eine Iris erglänzte in Meerviolett, Schwertlilien grühten aus tiefen Renaisancetönen. Es gab Orchideen in unzählbaren Farben, in Abendgold und Rostrot. Und einige hatten schwarzgelbe Streifen, daß sie ansahen wie junge Tigerinnen. Eine schneebleiche Calla ruhte in Schilfdämmerung wie eine kranke Frau auf weißen Polstern. Neben ihr stand ein schlanker Strauch mit weichen Blättern aus Trauerkreppe. Er glich einer eleganten Bräutlerin in bestrickender Witwentracht. Waren es Blumen oder Frauen? Und was wollten sie? —

Hilfsjüngend näherte sie sich einer mattlila Mohoblüte, in der das große Nirwana schlief. Aber vergebens! Denn blutige Staudenblumen unwucherten das müde Mohobeet und lachten aus schleierlosen Augen.

Wilder noch und bunter blühte alles durcheinander. Jede einzelne von den Blumen begann zu singen, ein Lied aus tausend Klängen.

Sie wollte fliehen, sie hielt sich die Ohren zu. Aber die Blumen waren stärker wie sie. Ihre Stiele schienen kraftvoll emporzuwachsen, sie ragten hoch, sie ragten bis ins Blau hinauf. Und immer neue Blumen zeugte dieser gierige Garten. Ein wahnwitziges Gedränge von Blättern, Blüten, Wurzeln. Man spürte das Versten und Wachsen exotischer Pflanzen. Mit jedem Augenblicke wurde alles enger, heißer, bunter. In unbarmherzigen Armen hielten die Blumen sie gefangen, es gab kein Zurück. Und sie tanzten in schwindelnden Verzückungen, ein taumelnder Chaos von Düften und Klängen, etwas Allzuvielles, Allzuschönes, es ging über Menschenkraft, dies zu ertragen.

Sie strengte ihr Gehör an, — läutete da nicht eine Glocke? Flehend faltete sie die Hände. Vergib, o vergib! Sind wir nicht glücklich miteinander gewesen, du und ich? Steh, mein Herz verließ dich nie, jetzt weiß ich, daß es bloß Blutbeirung ist, Sommertrunkenheit. So rief sie nach ihrem Gatten in stoßweisem, erschütternden Schluchzen.

Nein, die Glocken aus der frommen, heßen Wunderstadt wollten sich nicht mehr vernehmen lassen. Statt dessen hörte sie eine rauhe, ihr ganz fremd klingende Männerstimme, die unablässig ihren Namen hinausjchrte. Die Glocken verstummten. Für immer. Noch frohender, noch blendender wuchsen die siebrigen Glutblumen empor.

Stille. Schweigen — — Schweigen.

Der Tropengarten verschlang das junge Weib.